

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 10 (1968)

Artikel: Davoser Palette
Autor: Zumstein, Stefi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555655>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Davoser Palette

Von Stefi Zumstein

Altes und Neues über Wolfgang–Parsenn

Die Bezeichnung «Parsenn», ursprünglich eine Alp, ein begrenztes Gebiet rings um die heutige Parsennhütte, ist heute weltberühmt, ein magischer Name für das schönste Skigebiet der Alpen, ein Sammelbegriff für die Region Davos, Wolfgang und Klosters. Alle Skipisten, die von der Weißfluh ins Prättigau hinunterführen, heißen «Parsennabfahrten».

Davos gilt als das Paradies der Skifahrer, aber zur Zeit des «Zauberbergs» von Thomas Mann und bis zirka 1935 war Davos die Stadt der Sanatorien. Sie sind nun größtenteils zu Hotels umgebaut worden. Davos – sagen wir es offen – ist unschön und hoffnungslos verschandelt und verbaut. Es gibt lieblichere Täler und schönere Orte in Graubünden. Im Winter, wenn seine riesigen Hotel-Kästen unter einer weichen Schneedecke ein bißchen verborgen sind, ist die Häßlichkeit der «Stadt im Hochgebirge» etwas gemildert.

Seit Jahren hält die Anziehungskraft von Davos und vom Parsenngebiet auf die Skifahrer der ganzen Welt unvermindert an, oder vielmehr, sie steigert sich von Jahr zu Jahr. Davos ist unbestritten das sportliche Zentrum des Skilaufs. Nach der Erschließung von Brämbühl und Jakobshorn wurden die Pischahornbahnen und -lifte gebaut, und auch diese «Erschließung» bringt einen neuen, ungeheuren Zustrom von Feriengästen von überall her. Die vor wenigen Jahren vergrößerte und bedeutend schneller fahrende Parsennbahn ist wieder längst überlastet. Eine flauere Zeit, ein sogenanntes «Januarloch» gibt es während der Wintersaison nicht mehr. Im Gegenteil, die Saison beginnt bereits anfangs Dezember und hält sich unvermindert bis über Ostern hinaus.

Wer denkt heute noch daran, daß vor dreißig Jahren alle Skifahrer, die zur Parsennfurka hinauf wollten, erst von Davos aus über den gefrorenen See pilgerten, auf der Wolfgangpaßhöhe die Felle anzogen und geduldig zwei bis drei Stunden aufstiegen? Oder sie kamen aus dem Unterland mit der Bahn und verließen den Zug an der Station Wolfgang.

Heute steigen nur noch wenige zu Fuß auf. Bald wird es so weit sein, daß es verboten wird, die Piste für den Aufstieg zu benutzen, um die Abfahrer nicht zu gefährden.

Am Ostersonntag 1966 stellte ein Davoser Skilehrer zwei fellbewehrte, aufsteigende «fremde Fötzel und Spinner». Er sprach sie schriftdeutsch an – dies scheint die gebräuchliche Umgangssprache in Davos zu sein. Der Skilehrer mit den gelben Streifen am blitzblauen Kittel machte die beiden Wanderer in unmißverständlichem Ton auf das Gefährliche und Widersinnige ihres Tuns aufmerksam und wies sie an, Platz zu machen. Und schließlich könnten sie auch die Bahn benutzen wie normale Skifahrer, sagte er.

Es gibt Ausländer, die noch nie Felle gesehen haben. Einmal stellte ein Amerikaner bei der Parsennhütte einen Skiwanderer, der aufstieg und wollte die seltsamen Dinger betrachten, die jener unter die Laufflächen gebunden hatte.

«Was für eine großartige Erfindung!», meinte der fremde Gast. «Damit ist man ja unabhängig vom Skilift und muß nicht mehr stundenlang anstehen!»

Über die Herkunft des Namens «Wolfgang» kann niemand Genaueres sagen. Vielleicht stand auf der Paßhöhe einst eine Kapelle, die dem heiligen Wolfgang gewidmet war. Vielleicht nannte man den Übergang so, weil dort Wölfe gejagt wurden.

Von dieser Annahme geht der Engadiner Künstler Giuliano Pedretti aus. In seinem schönen, ansprechenden und einfachen Sgraffito am 1961 renovierten Gasthaus «Wolfgang-Kulm» hält er Szenen einer Wolfshatz fest. Ein Jäger, mit einer Lanze bewaffnet, verfolgt ein fliehendes Tier, und weitere Wölfe sind auf der Flucht. Einer hat sich im Netz gefangen.

Die Straße, die das Prättigau mit Davos verbindet, war wahrscheinlich schon vor 400 Jahren ziemlich gut ausgebaut. Dies bezeugt ein Wirtshausschild am ersten Blockhaus auf Wolfgang mit der Jahreszahl 1593. Es ist anzunehmen, daß schon bedeutend früher ein Saumpfad über den Paß führte. Jedoch war es in den alten Zeiten ein Wagnis, zum Hochtal von Davos zu gelangen, weil noch Luchs, Wolf und Bär in den großen Wäldern hausten. Sicher war mancher Wanderer froh, das Gasthaus auf dem Wolfgang zu erreichen.

Vor hundert Jahren, 1864, baute der damalige Besitzer Conzett einen massiven, 4stöckigen Bau, der nun verschönert und umgebaut worden ist. Im Sommer 1871 hielt sich Conrad Ferdinand Meyer hier auf. Das Tinzenhorn, auch «kleines Matterhorn» genannt, das so hübsch und verlockend über den Wald und den See zu ihm hinüberwinkte, inspirierte ihn zu dem berühmten Gedicht: Das weiße Spitzchen. Wir alle kennen und lieben es seit unserer Schulzeit.

An den Aufenthalt des Dichters erinnerte eine Gedenktafel, die am alten Bau angebracht war. Heute sucht man sie vergebens. Jakob, der überall bekannte Gastwirt, sagte mir, daß sie ein Liebhaber von Altertümern gestohlen habe und mitlaufen ließ. Aber er werde in absehbarer Zeit eine neue, massive Steinplatte zum Gedenken C. F. Meyers meißeln lassen, die so schwer sei, daß sie niemand unbemerkt wegtragen könne.

Das weiße Spitzchen

von C. F. Meyer

Ein blendendes Spitzchen blickt über den
Wald,
Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir
Gewalt.

Was schaffst du noch unten im Menschen-
gewühl?

Hier oben ist's einsam, hier oben ist's kühl.

Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist,
Er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reist.

Die Moosbank des Felsens ist hier schon
bereit,

Von ihr ist's zum ewigen Schnee nicht mehr
weit.

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht',
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der
Nacht.

So komm' ich denn morgen, nun laß' mich
in Ruh',

Erst schließ' ich die Bücher, die Schreine
noch zu.

Leis wandert in Lüften ein Herdengeläut:
«Laß offen die Truhen, komm' lieber noch
heut!»

Die wirtschaftliche Lage war vorerst schlecht für das Kulmhotel. Weder Besitzer noch spätere Pächter konnten sich halten. Nach den Familien Conzett und Meißer versuchten es die Lemm. Auch sie konnten einen Zusammenbruch nicht verhindern, und daraufhin wanderte die ganze Familie Lemm nach Amerika aus, um der «Schande» auszuweichen. In den zwanziger Jahren kam ein Sproß, John Lemm, als wohlhabender Mann zurück. Er war Weltmeister im Freistilringen geworden, also eine Berühmtheit. Nun zog es den breiten, vier-schrötigen Mann in die Heimat zurück. Nach der Eröffnung der Parsennbahn baute er ein Berghotel auf der Weißfluh, dessen Ruinen noch zu sehen sind. Damit bewies er einen ungewöhnlichen Weitblick; tragisch für ihn war nur, daß ihm das Weißfluhjochhotel den Rang ablief, und daß die seither bequem gewordenen Skifahrer den Gipfel erst wieder stürmten, als auch dort hinauf eine Schwebebahn führte. John Lemm aber glaubte noch daran, daß jedermann zu Fuß oder mit Fellen aufsteigen würde, es war damals undenkbar, daß man nicht auch den Gipfel bezwingen würde, wenn man schon bis aufs Joch hinauf per **Bahn** fahren konnte.

John Lemm, der Ringerkönig, war Mit-Initiant des Parsenn-Derbys, des lange Jahre berühmtesten Rennens der Alpen. Alle Rennfahrer liebten ihn wie einen Vater. Er ließ es sich nicht nehmen, selber regelmäßig in der Altersklasse mitzufahren.

Doch zurück zum Wolfgang. 1922 pachtete das Ehepaar Keßler den Gasthof und erwarb ihn sechs Jahre später, allen Unkenrufen zum Trotz, zu Eigentum. Die neubetriebene Fuhrhalterei erlaubte dieser strebsamen Familie endlich ein Auskommen.

Aber wer hätte es damals für möglich gehalten, daß der Wolfgang wenige Jahre später dank den Skifahrern einen meteorgleichen Aufschwung nehmen würde? Doch fiel das Glück auch den drei Keßlersöhnen nicht in den Schoß. Sie mußten hart arbeiten und sich darum bemühen.

In den dreißiger Jahren war wieder ein Dichter, der Zürcher Sänger und Poet Hans Roelli, jeden Winter auf dem Wolfgang zu Gast. Abends jaßte er mit dem Keßlerwirt und dessen derben Fuhrknechten in der alten, veräucherten Wirtsstube.

Damals lief von hier aus jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe ein schmales, dunkles und zähes Bürschlein mit seinem Schulranzen weg. Im Winter benutzte er Langlaufski und überquerte den gefrorenen See. Er strebte durch die Davoser Promenade bis zum Platz und bis zum deutschen Gymnasium «Fredericianum», damals eine Hochburg des Nationalsozialismus. (Der Gau Davos und sein Leiter Gustloff, der bald darauf erschossen wurde, sind noch in aller Erinnerung.)

Abends lief der obenerwähnte Junge dieselbe Strecke zurück, müde und glücklich. Welcher Gymnasiast der heutigen Generation würde jeden Tag freiwillig 40 km zurücklegen, um an den Born der Weisheit zu gelangen? Jener schwächliche Bub war Jakob, der heutige Besitzer des Kulm-Hotels. Wer sieht es ihm jetzt noch an, daß er einst in Zürich Theologie studierte?

Von Jahr zu Jahr wuchs der Strom der Skifahrer, der am Kulm vorüberzog, und als der Vater in der Arbeit beinahe ertrank, mußte

der Sohn sein Studium an den Nagel hängen und zurückkommen.

Wer weiß heute noch etwas von den Berühmtheiten und komischen Käuzen, die es damals auf Parsenn gab? Ende der dreißiger Jahre fuhr z. B. ein gewisser Lord Edlin jeden Tag mindestens zweimal die Piste hinunter, mit steinernem Gesicht, ernst und gewissenhaft, als müsse er ein von höherer Macht vorgeschriebenes Pensum erledigen. Er starb während des Krieges. In seinem Testament stand sein letzter Wille: Man möge seine Asche auf der Parsenn in alle Winde austreuen. So geschah es. Mitglieder des Skiklubs Davos trugen die Urne auf die Furka, wo jetzt nur noch die Grundmauern der einstigen Schutzhütte stehen. Achtlos fahren unzählige Skifahrer an ihr vorbei, nachdem sie bei der Endstation des Skilifts den Bügel gewegeworfen haben.

Aber man sagte mir, daß am Grat zum Schwarzhorn hinauf bisweilen, ehe das Wetter umschlage, ein Stöhnen und Ächzen zu hören sei. Es sei nicht bloß der Sturmwind, der heule. Man könne dort eine Gestalt sehen und das steinerne Lordgesicht und die weiße Schirmmütze deutlich erkennen. Aber wer glaubt heutzutage noch an Gespenster!

Und wer weiß noch etwas von Henry Hoek, der als erster Bücher über die Parsenn schrieb und ihre Abfahrten in den höchsten Tönen pries? Oder von Victor Sohm, der mit seinen Sohm-Wachsen ein Vermögen verdiente und jahrelang hier oben herumfuhr? Oder von Leni Riefenstahl, der Freundin Hitlers, die mit den Gebrüdern Lantschner, dem Kameramann Frank und dem Bergführer, Filmstar und Autor Luis Trenker auf der Parsenn Skifilme drehte?

16 km lang ist die Abfahrt nach Küblis. Ein Rennfahrer benötigt für diese Strecke zwischen 10–15 Minuten.

In der neuen Schwendi ließ sich Vater Schneider als Gastwirt nieder. Seither führt die «alte Schwendi» ein Schattendasein. Am Giebel prangt ein Spruch, den schon mancher gelesen hat:

«Mit flottem Schuß und Schwung stobst du heran.

Des Weges Mitte ist's, nun halte an.
Tritt ein, ruh aus, genieße die Natur
bei Speis und Trank, ein Viertelstündchen
nur.»

Von morgens bis abends reißt der Strom der Skifahrer nicht ab. Alle, die hinunterflitzen, erzählen zu Hause begeistert von der Parsenn und nennen sie das gelobte Land des Skifahrers.

Skiweekend im Maiensäß

Während der Wintermonate kann man jeden Freitagabend einen hochgewachsenen, mageren Mann sehen, der mit eiligen Schritten den Platz vor dem Bahnhof überquert und im Innern des Gebäudes verschwindet. Wenn man den Weg dieses Mannes weiter verfolgt, sieht man ihn die Unterführung hinunter- und die Rampe zu den Geleisen hinauflaufen und rasch das Trittbrett des letzten Wagens des dort wartenden Zuges erklettern. Aufatmend setzt er sich in eine Ecke. Die Lokomotive pfeift, die Räder drehen sich. Der Mann schlägt seine langen Beine übereinander, mustert kurz die Mitreisenden, zieht die Zeitung aus der Tasche, und während des Lesens verpeist er sein mitgebrachtes Abendbrot, ohne den Blick von den Buchstaben zu heben. Dieser Mann bin ich.

Wohin fahre ich, wenn man fragen darf? In ein Hochtal Graubündens, in das Land meiner Kindheit. Auf der Südseite, eine Wegstunde oberhalb des Dorfes, wo ich aufgewachsen bin, besitze ich ein verborgenes Refugium, das «Hüttli ob dem Wald», ein Maiensäß, ein Blockhaus aus braunen Balken, dessen Ritzen und Fugen mit Moos verstopft sind.

Spät abends komme ich an. Mein stilles Dorf ist längst ein weltberühmter Kurort geworden. Ich schlage den Mantelkragen hoch und gehe unerkant an der wartenden Reihe der Hotelportiers vorbei. Nur Thomi, der mit mir auf derselben Schulbank saß, blinzelt mir zu.

Erfreut atme ich die reine, kalte Luft ein und steige rasch die steile Bachgasse hinauf, eine Abkürzung, die mich hinauf zum Stützli

führt, wo mich Maria Caviezel, meine mütterliche Freundin, erwartet. Wenn sie schon schlafen gegangen ist, hat sie doch einen Teller Suppe oder die Kaffeekanne für mich ins Ofenrohr gestellt, und in der Kammer liegen meine Skihosen bereit. Ich verwandle mich aus einem Zivilisten in einen Skifahrer. Die Felle habe ich bereits am letzten Sonntagabend, ehe ich ins Unterland zurückfuhr, aufgespannt. Den Milchkessel verschnüre ich und hänge ihn sorgfältig an das Gestell des Rucksacks.

Jetzt schlurfte ich aufwärts, durch Kristall- oder Pulverschnee, oder ich trete auf der hartgefrorenen Piste bergauf. Wenn ich an einen Stein anstoße, klirren meine Metallski und schlagen Funken.

Ich liebe die Geräusche meiner Ski, die die Stille der Nacht unterbrechen. Sie begleiten mich mit ihrem eintönigen, gleichmäßigen Singsang. Tief unten flimmern die Lichter des Dorfes. Sie glänzen wie gefallene Sterne. Über mir leuchten die himmlischen Gestirne. Manchmal schneit es sachte, dann suche ich meinen Weg durch den Nebel. Dann wieder hellt es auf, oder die Wolken ziehen am Mond vorbei, oder ein Wind fällt vom Berg hinunter und bläst mir Eisnadeln ins Gesicht. Auch wenn der Mond nicht scheint — immer verbreitet der Schnee eine gewisse Helligkeit, und meine Augen durchdringen die Dunkelheit leicht.

Weil seit ein paar Jahren ein Skilift bis fast zum Hüttli hinaufführt, entsteht bei Neuschnee ums Umsehen eine Piste, so daß ich mir nur selten eine Spur durch tiefen Neuschnee bahnen muß. Dem Skilift habe ich auch den elektrischen Strom zu verdanken, der mir abends meine Lampe speist. Früher zündete ich Petrolfunzeln und Kerzen an. Das war romantisch, solange es währte. Jetzt genieße ich es, nachts lange aufzubleiben und zu lesen.

Gemächlich und stetig steige ich eine gute halbe Stunde, dann habe ich den Maiensäß erreicht. Im Ofen sind Späne und Kleinholz aufgeschichtet, ich brauche bloß ein Zündholz unterzuschieben. Für mich ist es jedesmal eine

beinahe feierliche Handlung, das Feuer zu entfachen. Bis die Kacheln Wärme ausströmen, dauert es eine Weile. Noch bin ich erhitzt vom Steigen und spüre die Kälte kaum. Auf dem Butagas koche ich einen dampfenden Kakao, in die Wärmeflasche fülle ich heißes Wasser ein. In der Schlafkammer ist es ziemlich kühl, schließlich bin ich kein Asket. Während des Einschlafens höre ich die Scheite im Ofen knistern.

Am Morgen, wenn es im Dorf unten noch dunkel ist, scheint mir die Sonne in die Stube. Ich blinzle und betrachte die Kringel, die sie an die Wand malt. Dann öffne ich das Fenster weit. Schon sind auch die Berge gegenüber von der Sonne beschienen und leuchten hell. Dort hinauf führt eine Seilbahn. Wenn ich Lust habe, mich ins Menschengewühl zu stürzen, fahre ich in jene Höhen. Wenn ich die Einsamkeit vorziehe, bleibe ich hier oder steige von meinem luftigen Sitz aus auf die Alp. Manchmal sitze ich vor der Hütte und lasse mich braun brennen. Oder ich säge Holz, spalte und zerkleinere Späne. Nicht immer bleibe ich allein. Manchmal erscheint Besuch, Hitsch Klaas, mein alter Freund aus dem Dorf, oder ein Fremder verirrt sich hinauf und setzt sich neben mich auf die Bank. Einmal kam ein niedliches Fräulein aus Amerika und verlangte ein Glas Milch. Es dachte, ich hätte eine Kuh im Stall und betreibe eine Schenke hier oben.

Auch die Tiere des Waldes besuchen mich. Vögel holen die Speisereste, die ich vors Fenster stelle. Mäuse huschen vorbei. In der Frühe kommen die Rehe, eine Muttergeiß mit zwei Gitzen und äsen vor der Hütte. Ich streue ihnen ein Fuder Heu. Ende März, wenn es apert, erwachen die grauen Eichhörnchen. Sie klettern an den Simsen hoch, rascheln am Gebälk und turnen unterm Dachfirst. Sie schleichen durchs offene Fenster und rauben mir die Küche aus.

Am Samstag kehre ich zeitig vom Skifahren zurück, denn ich bin müde und will es dem Skilift überlassen, mich hochzuhissen, und dieser ist nur bis vier Uhr abends im Betrieb. Oben angelangt, genieße ich einen gemüt-

lichen, langen Feierabend. Das Hüttli ist bereits warm und behaglich, ich brauche bloß ein paar Klötze in den Ofen zu schieben. Noch nicht ein einziges Mal habe ich den Betrieb, der im Dorf unten herrscht, vermißt. Es fällt mir leicht, auf Bar, Kino und Dancing zu verzichten.

Am Sonntag schließe ich die Tür hinter mir zu, verriegle die Läden und kröne meinen Aufenthalt mit einer Skitour oder mit ein paar Abfahrten. Vor der Reise ins Unterland stärke ich mich nochmals bei Maria, verwandle mich in einen Zivilisten zurück, besteige den Zug, und nach einigen Stunden Bahnfahrt schließt sich der Kreis. Das große Maul der Bahnhofhalle speit mich aus. Ich überquere den Platz und eile nach Hause.

Loblied auf den Skilift

Manchmal bin ich der einzige, manchmal der letzte Fahrgast. Konradin, der den Lift bedient, ist so freundlich und läßt ihn wegen mir nochmals laufen, wenn ich ein bißchen zu spät komme.

Oft herrscht ein fürchterliches Gedränge vor der Kasse, an Sonntagnachmittagen zum Beispiel. Aber die meisten Skifahrer sind geduldig und stehen paarweise in der Schlange an. Ein wenig warten macht nichts. Alle haben Zeit. Es ist sogar unterhaltend, die Menschen in Ruhe zu beobachten. Ich blicke umher und suche mir einen sympathischen Einzelgänger oder ein hübsches Mädchen aus, das sich von der Menge vorwärtsschieben läßt und dazu gedankenverloren die Umgebung betrachtet. Dann pirsche ich mich in ihre Nähe. Niemand fährt gern allein; zu zweien ist die Fahrt viel angenehmer. Vergnüglich ist es auch, mit einem Kind zu fahren und den Bügel tief in die Kniekehlen hinunter zu drücken, was vom niedrigeren Partner dankbar anerkannt wird.

Eine Skiliftfahrt bietet die beste Gelegenheit zu einem kleinen Schwatz. Jeder spricht zuerst übers Wetter, und dann gibt er bereitwillig Auskunft über das Woher und Wohin, auch wenn er mit einem Unbekannten am

Bügel hängt. Sogar tiefer schürfende, philosophische Gespräche sind nicht selten. Zuerst frage ich: «Do you speak English? Parlez-vous français?» Es kommt vor, daß ich mich mit meinem Nebenmann fremdsprachig unterhalte. Oben angelangt stellen wir lachend fest, daß wir beide Schweizer sind.

Wie herrlich ist doch so ein Skilift! Ich verstehe nicht, daß die Leute gegen ihn etwas einzuwenden haben. Daß er die Skifahrer verwöhne? Daß er die Landschaft verschandle? Gewiß tut er das im Sommer, falls er nicht abmontiert wird. Aber wie zweckmäßig erfüllt er seine Aufgabe im Winter! Wie einfach ist es, sich wohlig anzulehnen und, ohne einen Extraschnauf zu tun, die verschneiten Tannen und den blauen Himmel zu genießen und die Skifahrer, die über die Piste flitzen, zu beobachten. Schlechte Fahrer gibt es kaum mehr,

seit jedermann dank des Skilifts das Skifahren mühelos erlernen kann.

Während der Fahrt fühlt man sich frei, man ist an der frischen Luft, und das ist besser, als in die enge Kabine einer Seilbahn gepreßt zu werden. Gewiß gibt es Tage, an denen es stürmt und schneit, dann ist die offene Fahrt weniger angenehm, dann zieht man eben die Kapuze über die Ohren, wenn man trotzdem skifahren will.

Skilifte vermehren sich unheimlich rasch, fast wie die Kaninchen. Jeden Winter entstehen unzählige neue Anlagen. Bald wird es eine Seltenheit sein, in der Nähe eines Kurortes einen Hang anzutreffen, den man aus eigener Kraft zu Fuß oder im Treppenschritt bezwingen muß.

Der «Fortschritt» läßt sich eben nicht aufhalten ...

Davos Blaue
versilberte Stadt
in Kristalle gefaßt —
Alle Schritte
enden im Licht
werden Tanz
selig entrollt
in Musik

Paul E. Müller (aus «Wandlungen über Bleibendem»,
Gedichte. Calven-Verlag, 1967)